

Deutschschweizerisches Schrifttum und deutscher Geist

Autor(en): **Staiger, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **33 (1937)**

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-595153>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Deutschschweizerisches Schrifttum und deutscher Geist.

Von Emil Staiger.

Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung vom 31. Weinmonat 1937.

I.

In der ersten Fassung von Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“ finden wir den jungen Maler im Gespräch mit einem deutschen Grafen, der sich über die schweizerischen Dinge unterrichten lassen will. Die „unsichtbare, in diesen Bergen schwebende Idee“, die sich die eigentümlichste Rationalität zu ihrer Verkörperung geschaffen, ist ihm allmählich klar geworden, und er äußert nun die Meinung, „daß die Schweizer folgerechter Weise auch einer ebenso eigentümlichen, aus ihren Verhältnissen erwachsenden Geisteskultur bedürfen sollten“. Darauf entgegnet Heinrich Lee:

„Das ist eben die andere Seite! Es gibt zwar viele meiner Landsleute, welche an schweizerische Kunst und Literatur, ja sogar an eine schweizerische Wissenschaft glauben. Das Alpenglühen und die Alpenrosenpoesie sind aber bald erschöpft, einige gute Schlachten bald bejungen, und zu unserer Beschämung müssen wir alle Trinksprüche, Mottos und Inschriften bei öffentlichen Festen aus Schillers Teil nehmen, welcher immer noch das Beste für dieses Bedürfnis liefert. Und was die Wissenschaft betrifft, so bedarf diese gewiß noch weit mehr des großen Weltmarktes und zunächst der in Sprache und Geist verwandten größeren Völker, um kein verlorener Posten zu sein. Der französische Schweizer schwört zu Corneille, Racine und Molière, zu Voltaire oder Guizot, je nach seiner Partei, der Tessiner glaubt nur an italienische Musik und Gelehrsamkeit, und der deutsche Schweizer lacht sie beide aus und holt seine Bildung aus den tiefen Schachten des deutschen Volkes. Alle aber sind bestrebt, alles nur zur größeren Ehre ihres Landes zurückzubringen und zu verwenden, und viele geraten sogar über diesem Bestreben in ein gegen die Quellen undankbares und lächerliches Zopftum hinein.“

Heute sind wir freilich nicht mehr angewiesen auf Schillers Tell. Wir können Spitteler nennen, Meyer, Gotthelf und Keller selbst, der nun seinerseits das Beste für dieses Bedürfnis geliefert hat. Seit dem Auszug Heinrich Lees ist tatsächlich eine schweizerische Literatur aus dem Boden geschossen und über die gleichzeitige reichsdeutsche sogar hinausgewachsen. Ein unverwechselbares schweizerisches Wesen hat sich als Dichtung erfüllt, so deutlich wie nie in früherer Zeit, und steht nun in der Geistesgeschichte da als Individualität.

Wer aber daraus schließen wollte, der Grüne Heinrich sei widerlegt, würde fehlgehen. Denn dies Schweizerische ist gerade im Bündnis mit dem deutschen Wesen groß geworden. Ja, die Stifter unseres Schrifttums wollten von keiner Grenze wissen und ohne Ansehn der Staatlichkeit als Meister der deutschen Sprache geschätzt sein. Gottfried Keller erklärte schroff, schweizerische Nationalliteratur sei ihm gleichbedeutend mit schweizerischer literarischer Hausindustrie, und lehnte es ab, als „spezifisch schweizerische Literatursache“ gepriesen zu werden. C. F. Meyer nannte den „Traum von einer spezifisch schweizerischen Literatur“ sogar „baren Unsinn“. Und Spitteler verstand in diesen Dingen ebensowenig Spaß.

Alle drei Dichter haben ihre Bewunderung des überlegenen deutschen Geistes nie verhehlt. Man schlage Spittelers „Lachende Wahrheiten“ auf oder lese Meyers Gedicht an Goethe und Schiller oder entsinne sich gar der Worte, zu denen sich Gottfried Keller in vorgerückter Stunde hinreißen ließ. Der scharfe Tadel der Zeitgenossen ist ihnen nicht erspart geblieben. Gottfried Keller zumal hat sich das Wort „Vaterlandsverräter“ oft gefallen lassen müssen. Heute liegt das weit zurück, und keinem Menschen fällt es mehr ein, die lautere schweizerische Gesinnung dieser Männer anzuzweifeln. Vielmehr haben wir erkannt, daß in ihrer Liebe zu Deutschland das Wort Stefan Georges wahr wird:

„Seitdem ich ganz mich gab, hab ich mich ganz.“

Als der schweizerische Geist am offensten für den deutschen war, war er zugleich am meisten er selbst.

Demgegenüber spielen die Verfechter der Nationalliteratur im 19. Jahrhundert eine klägliche Rolle. Einmal sind es Leute, die ihrer Begabung nach von vornherein nur mit einer Wirkung innerhalb der Landesgrenzen rechnen konnten, Füchse also mit den sauren Trauben des großdeutschen Schrifttums; und ferner eingewanderte Deutsche, die durch ein überschwengliches Lob der Wahlheimat sich in der Schweiz

am besten zu empfehlen hofften. Hin und wieder mochten sie wohl die Aufmerksamkeit auf sich lenken; bleibende Erfolge aber waren ihnen nicht beschieden. Sie verkümmerten in dem Erdreich, das sie für so heikle Gebilde, wie es die Blüten des Geistes sind, allzu karg bemessen hatten.

Die Folgerungen, die uns die Geistesgeschichte eines Jahrhunderts zu ziehen befiehlt, sind also durchaus klar. Dennoch haben wir heute Grund, sie abermals zu überprüfen. Denn wenn die Liebe zum deutschen Geist nur bei wenigen beschränkten Köpfen unter Gottfried Kellers Zeitgenossen Aergernis schuf, — seit der Gründung des Dritten Reiches sind wir alle stutzig geworden und haben in dem, was Deutschland betrifft, begreiflicherweise die Unschuld verloren. Der stille Ort am alten Rhein,

„wo ungestört und ungekannt
ich Schweizer darf und Deutscher sein“,

ist offenbar von der Erde verschwunden. Und wer den Wunsch des Dichters in dem reinen Sinn, in dem er gemeint ist, etwa immer noch im Herzen trägt, meint ihn verschweigen zu müssen, da die Forderung des Tags dergleichen nicht zu gestatten scheint, da jedes Bekenntnis dieser Art erwiesenermaßen eine Folge übelster, hüben und drüben oft böswilliger Mißverständnisse auslöst. Die politische Kluft scheint alle, auch die makellose geistige Freundschaft zu zerreißen.

Doch ist es wirklich nur die Politik, die das Band zerrissen hat?

Offenbar spielen noch andere, tiefere Abneigungen mit, deren Wesen uns nicht ganz klar ist. Das Deutsche ist jetzt an und für sich fragwürdig, ja widerwärtig geworden. Man fühlt sich eigentümlich gestört, wendet sich ab und gräbt den alten eidgenössischen Troß wieder aus. Doch wäre es nur der gesunde alte eidgenössische Bauertroß! Der ist es aber nicht. Im Gegenteil: Etwas Krankhaftes ist da im Spiel, eine befremdliche Nervosität, die uns kein gutes Zeugnis ausstellt, ob wir nun Grund zur Sorge und zur Vorsicht haben oder nicht. Vieles, was heute bei uns geschieht, ist nur aus dieser Angst verständlich. Wie wäre es sonst denkbar, daß jetzt die Ideen wieder Boden gewinnen, deren Möglichkeit die schweizerische Geistesgeschichte längst widerlegt hat, daß eben z. B. der „bare Unsinn“ der schweizerischen Nationalliteratur — mit C. F. Meyer zu reden — abermals in den Köpfen spukt? Wir glauben im Grunde ja nicht daran. Wir haben ein schlechtes Gewissen dabei. Und dennoch stellen wir uns gläubig, weil wir uns nicht zu helfen wissen, weil uns sonst nichts übrig bleibt

als die niederschlagende Erkenntnis, daß die gewaltsame Lösung aus dem Körper des großdeutschen Schrifttums das kleinere Gebilde tödlich gefährdet, daß andererseits aber jede Gebärde der Freundschaft politisch verwertet und zur Stimmungsmache mißbraucht werden kann. Daß uns bänglich zumute ist, mag immerhin zu entschuldigen sein. Wir haben uns aber nicht aufzuregen und gleichfalls krankhaft zu gebärden, sondern in aller Ruhe zu fragen: „Was bedeutet der deutsche Geist für das Geistesleben der Schweiz? Wie steht es mit jener Abneigung? Ist sie klar und gut und männlich oder trübes „Ressentiment“? Ist jenes Deutsche, das unsre klassischen Dichter liebten, ganz dahin? Und wenn es noch lebt, ist's uns erlaubt, es wert zu halten wie zuvor?“

Die Fragen schließen die beiden andern nach dem Wesen des deutschen und des schweizerischen Geistes in sich. Die Antwort kann im Rahmen des Vortrags nur zusammenfassend sein. Immer ist es mißlich, das Wesen von so verzweigten Gebilden, wie Völker es sind, auf einen Nenner zu bringen, und hier um so mißlicher, als die Grenzlinien offenbar auf weite Strecken hin verschwimmen. Die Antwort möge also nur als Versuch bewertet werden. Wenn sie uns veranlaßt, über die Frage weiter nachzusinnen, wenn wir ihre Bedeutung sehen, ist das bescheidene Ziel erreicht, das wir zu stecken wagen dürfen.

Was ein Mensch und was ein Volk ist, kann nur seine Geschichte lehren. Im Rahmen eines kurzen geistesgeschichtlichen Vortrags scheint es ratsam, sich in der Hauptsache auf das 19. Jahrhundert zu beschränken. Denn der schweizerische Geist hat da erst seine Blüte entfaltet und sich in eigenartiger Schönheit neben dem deutschen dargestellt, ohne doch seinen Ursprung aus dem gleichen Erdreich zu verleugnen. Als wichtigster Zeuge wird Gottfried Keller angerufen werden müssen, nicht weil er höher zu schätzen wäre als etwa Jeremias Gotthelf, sondern weil in ihm die Frage am klarsten zur Sprache gekommen ist, weil er das Schicksal des schweizerischen Geistes im ganzen am gründlichsten durchgedacht hat. Im übrigen werden wir gut daran tun, das Politische möglichst auszuschalten. Ich verzichte deshalb auch darauf, das Wesen des schweizerischen Geistes aus unserer Staatsidee zu erklären, wie Ermatinger dies in seiner Literaturgeschichte getan hat. Wir entziehen uns damit auch der Gefahr, den schweizerischen Geist mit einem bestimmten politischen System gleichzusetzen. Wir schalten also vor allem den Streit um die Demokratie damit gleich aus und hoffen an dieser heute für jede ruhige Unterredung so hochgefährlichen Klippe vorbeizuschiffen.

Schon der flüchtigste Blick auf die Geschichte der schweizerischen Literatur kann dies und jenes entdecken, was uns im Ganzen des deutschen Sprachgebiets als Individualität kennzeichnet. Man hat die Eigentümlichkeiten immer wieder aufgezählt und beginnt in der Regel mit dem unausrottbaren schweizerischen Mißtrauen gegen alles, was Künstler heißt und weiter nichts als Künstler sein will. Die meisten Schweizer Dichter, weit entfernt, sich gegen dies Mißtrauen aufzulehnen, haben es anerkannt und einen bürgerlichen Beruf gewählt. Haller war Arzt, Geßner Buchhändler, Gotthelf Pfarrer, Keller Staats-schreiber. C. F. Meyer aber, Spitteler und noch Jakob Schaffner ver-raten gerade durch eine gewisse überbetonte Abenteuerlichkeit und Mystik des Dichterberufes, daß auch sie ihr schweizerisches Gewissen nicht losgeworden sind und sich vor sich selbst und vor der Oeffentlichkeit verteidigen müssen. Das letzte Wort ist darüber gesagt in Gottfried Kellers „Poetentod“, wo sich der sterbende Dichter selbst als wunderbar fremdes Wesen sieht und seinem Kreis die Rückkehr in den alten ge-wohnten Zustand wünscht:

„So löschet meines Herdes Weihrauchflamme
Und zündet wieder schlechte Kohlen an,
Wie's Sitte war bei meiner Väter Stamme,
Vor ich den Schritt auf dieses Rund getan.“

Was nun das Schrifttum selbst betrifft, so fällt zunächst einmal äußerlich auf, daß uns die tragische Gattung fehlt. Ein Schauspiel haben wir einmal gehabt, das satirische Schauspiel der Reformation mit Niklaus Manuel an der Spitze. Ein Schauspiel von geringerer Bedeutung gibt es auch heute noch, das Mundartlustspiel z. B., das sich der emsigsten Pflege erfreut, und dann das geschichtliche Schauspiel, darunter auch Stücke mit traurigem Schluß, beliebt für Freilichtbühnen am Ort des Geschehens selbst. Man spielt mit Leidenschaft und Ernst und findet auch leicht begeisterte Hörer. Aber die Vorzüge dieses ganzen Theaterwesens, selbst Niklaus Manuel inbegriffen, sind gerade nicht dramatischer Art. Es kommt uns nicht so sehr auf die Entwick-lung eines innern Gegensatzes an im Sinne des klassischen deutschen Dramas. Sondern was unsere Bühne leistet und was von ihr erwartet wird, ist jene vollkommene Anschaulichkeit, die sonst nur die bildende Kunst gewährt. Am Schauspiel ist die Schau uns wichtig. Und damit erweist sich auch das schweizerische Theater als ein Beispiel für jenen Willen zum Bild, zum Vorstellbaren, der uns seit Bodmers Lehre vom poetischen Gemälde noch immer beseelt.

Wenn aber schon der eigentlich dramatische Anspruch kaum gestellt wird, so kann von einem tragischen Gehalt gar nicht die Rede sein. Stücke mit einem traurigen Schluß? Wohl! Doch beileibe nicht tragische Stücke. Von jenem Wesen des Tragischen, das Goethe als tödlich empfunden hat, unter dessen Gewalt die Welt selber sich ins Nichts auflöst, von der totalen Skepsis und Verzweiflung, die freilich selten ist und nur als Grenzsituation besteht, sind unsere Bühnendichter gewiß am allerweitesten entfernt. Die sich aber ernstlich um das Wesen der tragischen Kunst bemüht und einen Einblick in das Geheimnis der deutschen Tragödie gewonnen haben, waren einsichtsvoll genug, die eigenen Versuche aufzugeben: Spitteler, Meyer und Gottfried Keller, von denen am meisten Spitteler auffällt, welcher bekanntlich den Ehrgeiz besaß und aussprach, jedes Feld der Poesie mit einem Stein zu besetzen, und dennoch seinen „Saul“ zuletzt als Bruchstück liegen lassen mußte.

Hölderlin, der das tiefste und noch lange nicht in seiner Bedeutung erkannte Verständnis für den Unterschied der Dichtungsarten besaß, hat die Tragödie, mit einem Grundbegriff der idealistischen Philosophie, die „Metapher einer intellektuellen Anschauung“ genannt. Sollte mit unserm Mangel an einer Tragödie auch der Mangel an einer Philosophie zusammenhängen? „Es gibt keine schweizerische Philosophie“. Das ist eine vielgehörte Behauptung, die einer näheren Prüfung bedarf. Philosophie als Lebensweisheit hat auch in der Schweiz geblüht. Ein Gedicht wie das von Albrecht von Haller über den Ursprung des Uebels, oder die große Uebersicht, die Jakob Burckhardt in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ geglüht ist, dürfte man wohl als Philosophie, als Liebe zur Weisheit gelten lassen. Und auf den Randgebieten, in Ethik, in Pädagogik und Psychologie sind überragende Leistungen da. Unsern Beitrag an die deutsche Bewegung hat Pestalozzi gebracht. Und seither ist unser Talent für das Pädagogische allgemein anerkannt, mag man es nun abschätzig meinen und uns als Schulmeisternation belächeln, oder finden, man folge uns in diesen Dingen am besten nach. Was uns fehlt, ist also eigentlich mehr die reine Philosophie, die Metaphysik, die jene intellektuelle Anschauung voraussetzt, das Spekulative, das System. Wir sind gar leicht versucht zu sagen, dergleichen gebe es überhaupt nicht, und freuen uns immer, wenn das Recht der Metaphysik bestritten wird. Vor allem sehen wir den Sinn einer solchen Wissenschaft selten ein. Wir finden darin ein sonderbar verkautes Vorspiel für irgend etwas Praktisches, das uns

geläufig ist. Dies Praktische greift man dann heraus und läßt den Rest auf sich beruhen. Besteht man aber darauf, daß der metaphysische Standpunkt eingenommen werde, so ist es meist, als versuche man, einem Blinden die Farbe beizubringen. Ausnahmen können eine freilich grobe Rechnung nicht widerlegen.

Das Bild des schweizerischen Schrifttums sieht bis jetzt nicht sehr reizvoll aus. Ich habe mit Absicht das weniger Erfreuliche hier vorangestellt. Vielleicht gelingt es uns so am schnellsten, den gesuchten gemeinsamen Kenner zu finden. Die Scheu vor dem Künstlertum, das Fremden vor der Tragödie und vor dem Geist der Metaphysik, und andererseits der entschiedene Wille zum Vorstellbaren, zur Anschaulichkeit, — besagt dies alles nicht, daß uns das Leben des Ganzen und die Lebenstüchtigkeit am höchsten gilt? Der Künstler tritt aus der Gemeinschaft heraus, entzieht sich jedem Dienst und Anspruch und verbraucht den Schatz des Lebens für die Schönheit, die nichts taugt, die unnütz und verschwenderisch ist. Die Tragödie bricht das gegründete Leben selber auseinander und offenbart die Macht des Nichts, den Abgrund, der alles in sich verschlingt. Und „Metaphysik“ — der Name ist freilich durch Zufall entstanden, doch sinnvoll genug — Metaphysik ist die Wissenschaft, die über das Seiende hinausfragt. Sie läuft dem schweizerischen Willen zum Faßlichen, Anschaulichen am genauesten entgegen und teilt mit dem künstlerischen Dasein und mit dem in sich selber seligen Schönen die gänzliche Untauglichkeit. Metaphysik ist etwas, womit man gar nichts anfangen kann in der Welt. Und wir sind stets gewohnt zu fragen: „Wie wirkt sich das im Ganzen aus? Was wirkt es ab? Was trägt es bei zu der Aufgabe, die dem Menschen gestellt ist, das Leben zu meistern, so gut er's vermag?“ Das Leben als Bestehen und Gedeihen hat die höchste Würde, und die Lebenstüchtigkeit ist uns der höchste menschliche Wert.

Der damit eingeführte Begriff bedarf noch der Erläuterung. Von der griechischen *Arete* ist diese Tüchtigkeit ganz verschieden. Bei uns geht es nicht darum,

„Immer der Erste zu sein und vorzuragen den andern“.

Das Außerordentliche, das Wettfeiern des griechischen Menschen scheint im Gegenteil verpönt. Wir sind ständig ein wenig in Gefahr, den Leuten von Ephesus zu gleichen, welche den Heraklit verbannten, weil sie nicht wollten, daß einer unter ihnen außerordentlich sei. Und die Tüchtigkeit gilt nur, sofern sie sich einzuordnen versteht und dem Wohlergehen des Ganzen dient. Heroisches Pathos geht ihr

ab. Wie wenig uns das Heroische, das heißt das heroische Pathos liegt, mag man im Militärdienst erfahren. Unsere Soldaten sind nicht empfänglich für Fahnenmystik und Rausch des Bluts, und das „Feld der Ehre“ läßt die Gemüter in der Regel kalt. Aber dieselben Soldaten, die so gar nicht romantisch und schwärmerisch sind, würden, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, das Letzte leisten, sobald es ihnen deutlich würde: Nun hat das Opfer einen Sinn; nun hängt das Bestehen des Ganzen von der Haltung jedes einzelnen ab. Und ohne heroische Glorie gingen sie nüchtern pflichtgemäß in den Tod.

Ich hätte Ihnen das Wesentliche, die Ausrichtung des Daseins an keinem bessern Beispiel zu zeigen vermocht. Es ließe sich nun noch einiges sagen über den Zusammenhang der schweizerischen Lebentüchtigkeit mit unserem politischen Schicksal, daß sie eben die Tugend der Bewohner des kleinen Landes darstellt, des klaren, übersichtlichen Raums, wo überschwengliche Pläne und Träume von einer unerhörten Zukunft uns von vornherein verwehrt sind, wo alles, was einer schaffen und entwerfen mag, alsbald verwirklicht oder auch alsbald widerlegt wird, wo das gegenwärtige Leben uns auf Schritt und Tritt zurechtweist und also eine ungemeine Autorität gewinnen muß. Doch ich kehre zur Literatur zurück.

Welcher Art ist das Dichterische, das bei uns dennoch gedeiht? Denn so wird man sprechen müssen angesichts des Mißtrauens, dem das Schöne an sich bei uns begegnet.

Unsere Dichter, die sich vor dem Verdacht der untauglichen Kunst in bürgerliche Berufe gerettet und so den Ausweis über ihre Lebentüchtigkeit vor sich selbst und der Deffentlichkeit erbracht haben, wahren auch in ihrem Werk gern die geforderte Solidarität, wenden sich dem Ganzen zu und sind bestrebt, ihm irgendwelche klar erkennbaren Dienste zu leisten. Der Ursprung des Kunstwerks ist also bei uns sehr oft eine außerkünstlerische Absicht. Zumal an Gotthelf wird dies deutlich. Gotthelf hat nie daran gedacht, das reine Schöne zu erreichen. Er wußte wohl kaum recht, was das sei. Sondern er hat sein Leben lang gepredigt, geeifert, gerügt, gezürnt. Der „Bauernspiegel“, „Anne Bäbi“, „Zeitgeist und Bernergeist“ vor allem sind die größten Predigten dieses Jeremia an sein Volk. Und daß er nicht nur ein Erzieher, sondern auch ein Dichter sei und einer der größten obendrein, haben erst Deutsche sagen müssen. Gottfried Keller hat sein Schaffen mit politischer Lyrik eröffnet und mit dem bitterernsten politischen Vermächtnis „Martin Salander“ beschlossen. Eine Gattung, die in

Deutschland immer überaus selten war und bis heute in keinem Muster größten Stils vertreten ist, der politische Roman, ist wie von selber aufgeblüht und zu einer erstaunlichen Höhe gediehen.

Aber nicht nur rügend und ermahnend leistet der Dichter dem gemeinen Wesen einen Dienst. Er schaut die verworrenen Dinge zusammen in die Einfachheit des Bildes; er feiert und verklärt und handelt so nicht minder erzieherisch, wie es Gottfried Keller etwa im „Fähnlein der sieben Aufrechten“ tat nach seinen eigenen, wiederum so durchaus schweizerischen Worten:

„Ich halte es für Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft so weit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können, ja, so seien sie und so gehe es zu . . . Kurz, man muß, wie man schwangeren Frauen etwa schöne Bildwerke vorhält, dem allzeit trächtigen Nationalgrundstock stets etwas Besseres zeigen, als er schon ist: dafür kann man ihn auch um so herber tadeln, wo er es verdient.“

Die für eine solche feiernde, verklärende oder auch richtende Schau am meisten geeignete Dichtungsart ist jederzeit die Epik gewesen. Und das Epische bildet denn auch den Grundstock des schweizerischen Schrifttums. Eine Perlschnur leuchtender epischer Werke reicht von Jeremias Gotthelfs Anfängen über Keller und C. F. Meyer bis zu Spitteler's Werk, wo eine urmythische Bilderkraft ihre Auferstehung zu feiern scheint, im 20. Jahrhundert noch, wo es dergleichen sonst nirgends mehr gibt.

Zum Epischen neigt auch unser Drama. Davon habe ich schon gesprochen. Und episch ist unsere Lyrik gefärbt. Eine Anschaulichkeit ist in ihr, die sich oft kaum zum Gleichnis eines Gefühls verwandeln und in die Musik der lyrischen Verse auflösen läßt. Der Vers überhaupt bedeutet wenig, auch bei Spitteler, wo er ja in seiner Gewaltbarkeit eher stört. Sondern die Gattung, in der sich das schweizerische Wesen am reinsten und sichersten darstellt, ist Epik in Prosa: Novelle, Roman.

Darin aber bekundet sich nun nicht mehr bloß die Sorge um das Ganze, das von Keller erwähnte Pflichtbewußtsein des Poeten, sondern eine tiefere, jenseits aller Zwecke mächtige Lust und Liebe zur gegenwärtigen Welt, in der sich Keller und Gotthelf mit den Besten im Volk noch einig wußten, mit dem Bauern auf der Scholle, der im immer gleichen Wandelkreis des Jahres froh verharrt, und dem Städter, der sich seines Wohlstands und Gedeihens freut und die Gaben

der Erde als ein Kaufmann ausgleicht und verteilt. „Gott strahlt von Weltlichkeit“. Dieses Kellerwort spricht den Zauber unsrer klassischen Dichter und vielleicht die reinste Form des Glaubens aus, die bei uns möglich ist. Denn unser Gott ist keiner, der da kommt, kein Gott der Ahnung und Verheißung, sondern immer einer, welcher da ist und sich zeigt. Was könnte schweizerischer sein, als wenn Gottfried Keller die Tränen kommen beim Lesen der Worte im „Faust“:

„Die unvergleichlich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.“

Denn die Welt wird da in einer Weise in das Licht gerückt, die uns am allgemähesten scheint, als unveränderlich, vollendet, dauernd schöne Gegenwart, so wie es unsre Liebe meint, die immer wieder darauf zurückkommt, daß dieses Leben keiner Ergänzung mehr bedürftig und also alles Weiterpähen und Angenügen Überwiz und Frevel sei.

Und dennoch ist damit noch immer nicht das letzte Wort gesagt. Sie wissen, daß es mit der persönlichen Lebentüchtigkeit unsrer Dichter von Hause oft nicht gut bestellt ist. Gottfried Keller hat seine ganze Jugend vergeudet und verträumt. Der „Grüne Heinrich“ ist die Geschichte eines unbrauchbaren Menschen, und der Dichter selbst hat den Gehalt der ersten Fassung in die vernichtenden Worte zusammengefaßt:

„Die Moral meines Buches ist, daß derjenige, dem es nicht gelingt, die Verhältnisse seiner Person und seiner Familie in sicherer Ordnung zu erhalten, auch unfähig ist, im bürgerlichen Leben seine wirksame Stellung einzunehmen.“

C. F. Meyer ist als junger Mensch allabendlich auf den Zürichsee hinausgefahren, und Schwester und Mutter warteten bang, ob er wiederkehren oder ob die dunkle Tiefe ihn am Ende doch bezaubern werde. Und wie C. F. Meyer hat auch Spitteler erst am Ende der Dreißigerjahre den Weg erreicht, der ihm zu gehen beschieden war. Gotthelf freilich bietet den Anblick unverwüftlicher Lebenskraft. Aber wie steht es mit dem Werk? Ist nicht sein dichterisch Höchstes, die „schwarze Spinne“, eine düstre Sage, so ungeheuer und grauenvoll, daß die ganze Welt der bäuerlichen Tauffestlichkeit, in die sie eingebettet ist, beinahe unwahrscheinlich wird? Und wie deuten wir Anankes gräßliche Werkstatt, jenen Pfuhl des Daseins, der bei Spitteler den olympischen Göttern den Jubel vergällt? Oder, um von mildereren, aber hierhergehörigen Dingen zu reden: Was hat es auf sich mit den Wunderblumen romantischer Phantasie, die im Garten Gottfried

Kellers, in den „Chafelen“ etwa, oder auf manchen Seiten des „Grünen Heinrich“ stehen geblieben sind, als habe sie die Hand des um den Stil der Beete besorgten Gärtners vergessen? Oder ferner mit dem so unsäglich ahnungsvoll rauschenden Fluß, in dem die eng verschlungenen Gestalten Salis und Brenelis untergehn? In alledem ist eine Angst, eine Seligkeit und ein Schmerz, der außerhalb des Kreises liegt, den wir zu ziehen uns bemüht, ein Dämonisches unter aller Lust am Leben und am Licht. Wir dürfen es nicht übersehen, weil es meist verschwiegen in der Tiefe ruht und selten nur die rätselhaften Augen aufschlägt und noch seltener vom Dichter namentlich beschworen wird wie in Kellers „Winternacht“. Gegenwärtig ist es immer, in den Spielen des Humors, im Atmosphärischen einer Landschaft. Ja das Irdische, das strahlend Weltliche unsrer Dichter strahlt nur deshalb in so innigem Licht, weil diese Welt im Grunde immer, wie es in dem „Trost der Kreatur“ von Gottfried Keller heißt,

„ein quälend Traumbild, daß sie nicht sei,“

beträugt.

Die Gegenständlichkeit und Augenlust des schweizerischen Geistes erhält so ganz zuletzt noch eine bedeutende Tiefe. Jener Abscheu gegen alles Weiterspähnen und Ungenügen, das Beharren im Bezirk des Sinnlich-Gegenständlichen, die Scham des Künstlers vor sich selbst und seiner verwegenen Phantasie, der Ruf zur Lebentüchtigkeit, der Preis der bürgerlichen Ordnung, dies alles erscheint bei unsern Größten — nur von diesen ist die Rede — nicht als unbedingte Grenze, sondern als ein weiser, offenbar notwendiger Verzicht. Und ihr Wesen, das so hell und heiter sich im Glanze wiegt, das sich in den Dienst des Lebens stellt und froh-geschäftig seine Sorgen und seine Feste teilt und von der Oeffentlichkeit auch unbedenklich in Anspruch genommen wird, als wäre es ganz ihresgleichen, das ist in einer ungemein vornehmen Art verschwiegen und duldet leicht sogar den freilich sehr unschweizerischen Verdacht harmloser Spießbürgerlichkeit, wenn nur jenes Ungeheure in der Tiefe nicht berührt wird, jener Abgrund, den es mit der ruhigen, gediegenen Arbeit, mit den Dingen, mit dem Glanz der Gotteswelt zu erfüllen gilt.

II.

Fragen wir nun, wann die Schweiz in der deutschen Literaturgeschichte besonders hervorgetreten ist, so zeigt sich ein ziemlich eindeutiges Bild. Die Höhepunkte liegen in der Renaissance des 16. Jahrhunderts mit Niklaus Manuel, Gengenbach und vielen bedeutenden

Humanisten, in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, wo Bodmer und Breitinger eine Zeitlang die kritische Führung übernehmen und Albrecht von Haller und Gessner erscheinen, und endlich im 19. Jahrhundert, mit Gotthelf, Keller und C. F. Meyer, denen als Spätling sich Spitteler anschließt. Alle diese Zeitstufen bedeuten eine Wendung von der übersinnlichen zur gegenwärtigen Welt. Die Renaissance hat sich aus der heiligen Ordnung des Mittelalters gelöst; die geistliche Transparenz erlischt, und die Erde erscheint an sich in eigengesetzlicher Wirklichkeit. Nach dem Rückschlag im Barock unternimmt es die Aufklärung, das natürliche System der Vernunft auszubauen und eine Welt aufzubauen, die auf den Menschen allein gegründet und nur vom Menschen getragen ist. Und das 19. Jahrhundert nimmt Abschied von dem unendlichen Programm des deutschen Idealismus und der Ueberschwenglichkeit der Romantik und sucht im Materialismus sein Heil. Daß der schweizerische Geist in solchen Zeiten an Einfluß gewinnt, ist also nur eine Bestätigung jenes Verzichts auf alle Metaphysik, der Treue zur gegenwärtigen Welt, die keiner Ergänzung bedürftig scheint, der gediegenen Lebenstüchtigkeit, die wir als wesentlichen Zug des Schweizers bezeichnen zu dürfen glaubten.

Und sehen wir nun weiter nach, wo sich der schweizerische Geist dem deutschen am meisten verpflichtet weiß, so zeigt sich auf den ersten flüchtigen Blick so ziemlich das gleiche Bild. Am unmittelbarsten haben uns die Ideen der Aufklärung eingeleuchtet. Albrecht von Hallers Gedichte wachsen in der Sonne von Leibniz auf; Bodmer und Breitinger stehen trotz aller Gegensätzlichkeit zu Gottsched im Bann desselben Rationalismus, der damals die deutsche Aesthetik beseelt. Und bis heute sind die Grundbegriffe des 18. Jahrhunderts, die praktische Weisheit eines Wolff den breitesten Schichten des Volkes geläufig. Jeder Lehrer macht die Erfahrung, daß ein Gedicht wie „Nathan der Weise“ den Schülern ohne weiteres eingeht und eine energische Billigung findet, wie sie den Werken Goethes und erst recht der Romantik selten zuteil wird. Keller verdankt die entscheidende Wendung seines Daseins Feuerbach, der die Unsterblichkeit verwarf, den idealistischen Gott auflöste und den Menschen mit nüchterner Wärme auf das diesseitige Leben anwies. Ja, selbst die Freude an Schillers Tell stellt eigentlich keine Ausnahme dar. Denn was den Schweizer daran begeistert, ist nicht das Kantische Element — die Parricidaszene, die Schiller am wichtigsten war, fällt meistens weg —, sondern es ist die Kraft des Volkes, das sich selbst zu helfen weiß und sein Schicksal

trefflich meistert. Man lese im „Grünen Heinrich“ nach, wie Keller alles darauf anlegt, das ideale Geschehen des Stücks als gegenwärtiges nachzuweisen und das Gleichnis einer transzendenten Freiheit aufzuheben.

Insofern zeigen sich keine Probleme. Die Freundschaft zwischen der Schweiz und Deutschland erscheint da nur als eine herzliche Freundschaft gleichgesinnter Wesen, die als Einverständnis und Bestätigung freilich viel bedeutet, aber nie zur brennenden Frage eines Schicksals werden kann.

Niemand wird jedoch behaupten, daß das eigentümlichste Deutsche, das was nichts als deutsch sein kann, schon ins Blickfeld getreten sei. Die Höhepunkte des deutschen Geisteslebens liegen offenbar anders. In der deutschen Literaturgeschichte bedeutet die Renaissance einen ungeheuren Absturz von der Höhe des Mittelalters. Das gewaltige Maß des deutschen Barock sinkt zusammen zur Geistigkeit des 18. Jahrhunderts. Und erst recht bewegt sich der Deutsche in der Welt nach Goethes Tod, als habe er seine Heimat verloren und müsse sich in fremdem Land mit einer fremden Sprache behelfen.

Der Geist, der aber in den hohen Zeiten des deutschen Wesens herrscht, ist allem genau entgegengesetzt, was wir bis jetzt vernommen haben. Da gilt die Liebe keineswegs dieser gegenwärtigen Welt. Und die Lebenstüchtigkeit steht durchaus nicht hoch im Kurs. Sondern was den Deutschen wohl von allen Nationen scheidet, was ringsum tiefste Bewunderung oder auch öfter Anstoß erregt, das ist sein ungeheurer Entwurf, dem keine Wirklichkeit entspricht. Immer wieder schwingt er hinaus über alles, was besteht, in eine Sphäre, die ihm niemand beweisen und verbürgen kann und die ihm dennoch mächtiger scheint als alles, was er mit Augen sieht. In dem Wandel der Geistesgeschichte wandelt sich auch dieser Zug. Aber sichtbar bleibt er immer. Im Mittelalter und im Barock fällt er noch nicht als einzig auf, da das geistige Schicksal der europäischen Völker noch eine Einheit ist. Doch während sich die andern zu einer festen Form beruhigen und irgendwie endgültig werden, bricht der Deutsche alles Feste unablässig wieder auf und drängt ins Unerhörte fort. Und nicht einmal die überragende Erscheinung Goethes ist imstande, dem Drängen Einhalt zu gebieten. Sein Versuch der Gründung eines Reichs des Geistes und der Kunst, worin das ganze deutsche Wesen sich darzustellen vermöchte und auf lange hinaus gefestigt wäre, hat nur in seiner Freundschaft mit Schiller einige Realität erreicht. Ueber die Vollendung Goethes

gehen die Romantiker rasch hinweg. Es genügt nicht, meinen sie. Die Lebenswirklichkeit ist nüchtern. Hölderlin verkündet die Erfüllung für die fernste Zeit und sieht im Gegenwärtigen nur die götterlose, tiefe Weltnacht. Und Heinrich von Kleist zaudert nicht, das Dasein selber zu zerbrechen, weil es unvollkommen sei. Hölderlin aber endet im Wahnsinn, Kleist im Selbstmord. Und die deutsche Öffentlichkeit nimmt eher Partei für diese Dichter gegen Goethe. Denn sie will den „vates“, den von einer sakralen Fremde und Jenseitigkeit umwitterten Seher, der hienieden scheitern muß, um seine Echtheit zu beweisen.

Da scheint der überraschende Ausspruch Clémenceaus nicht mehr allzu kühn:

„Die Deutschen lieben den Tod. Sehen Sie sich ihre Literatur an; sie lieben im Grunde nur ihn.“

In der Tat, sie lieben den Tod, aus jener Einsicht, die ein moderner Dichter, Carossa, ausgesprochen:

„Wie kann auferstehn, was nie begraben ward?“,

die auch Goethe selber teilte, als er das Lebend'ge pries, das „nach Flammentod sich sehnet“ und im „Stirb und Werde“ die ewige Formel solcher Liebe fand. Die deutsche Liebe zum Tod ist eine Bitte an den Herrn der Welt, dieses unvollkommene Leben noch einmal in seine Tiefe zurückzunehmen und neu zu schaffen. So erscheint sie, gleichsam heilig gesprochen, in Hegels Philosophie, in dem bacchantischen Taumel des Seins, das sich dem Tode nie entziehen darf, wenn es lebendig bleiben soll. So sehen wir die tödliche Gottheit in der deutschen Tragödie beschworen, diesen furchtbarsten Wagnissen des Geistes, mit denen sich keine Dichtung eines andern Volks vergleichen läßt. Wir hören sie in den sanfteren Klängen romantischer Hymnen an die Nacht, ja oft in dem bescheidensten Lied, das ungeschickt die Sehnsucht kündigt, im flutenden Wasser unterzutauchen und sich der Nixe zu vermählen. Sie klingt und bebt in der deutschen Musik, im zweiten Akt von Wagners „Tristan“, in den geisterhaften Lauten von Schumanns vierter Sinfonie, in den letzten Quartetten Schuberts, in Beethovens „Eroica“. Wir werden ihrer inne in dem, was Renyerling den „zwecklosen Heroismus“ der Deutschen genannt hat, in der Magie des heldischen Sterbens und Opfers, die jeden echten deutschen Soldaten auf dem Schlachtfeld bannt. Und überall bedeutet sie ein Ungenügen an dem, was ist, ein qualvoll-drängerisches Begehren, die Welt aus einem vollkommenen Nichts vollkommen neu erstehen zu sehen.

Dieser Geist ist es nun, welcher der deutsch-schweizerischen Freundschaft einen höhern Sinn verleiht als den einer schlichten Bestätigung, oder sie aber in Frage stellt und an Mißverständnissen zerbrechen läßt. Sie haben nun auch bereits erkannt, daß sich ein gut Teil unsrer Alltagsantipathie gegen das Deutsche von etwas nährt, was mit dem eben geschilderten Wesen näher oder entfernter zusammenhängt. Wir spüren den leicht verleglichen Anspruch dessen, der das Unmögliche will, jenen Stolz, der Uneingeweihten als Anmaßung erscheinen muß, weil er nichts Fertiges zeigen kann, weil er von der Zukunft lebt, die nur sein vermessener Glaube verbürgt. Uns ärgert das Unverhältnismäßige in den Reden und Gebärden, das Unzarte, oft Rücksichtslose, wie es denn einer an den Tag legt, dem seine Umgebung keine tiefere Achtung abzunötigen vermag, der sich längst darüber hinaus weiß, sei es nun bloß in prahlerischem Dünkel oder in jener echten strengen Prophetenart, die alles Gegenwärtige unbedenklich hinwirft. Unsere Zärtlichkeit zum Leben, unsere Lust an der Welt, wie sie ist, findet sich immer wieder gestört, manchmal wohl sogar verachtet als allzu billiges Genügen. Und so lehnen wir uns auf und können schwer darauf verzichten, uns durch einen Hinweis auf das Unausgewiesene, Unerfüllte des immer planenden, zerstörenden, rastlosen deutschen Geistes zu rächen.

Doch das Leben erhält sich nicht lebendig, indem es starr beharrt. Wer den Gegner verstehen lernt und liebt und seine Liebe gewinnt, hat die unvergänglichste und segensreichste Freundschaft gegründet. Wie das Deutsche seinen höchsten Gipfel in Goethes Werk erreicht, wo sich das drängende Ungenügen, die schöpferisch-trunkene Liebe zum Tod zu einer weise begrenzten Harmonie im Möglichen beschwichtigt, so hat der schweizerische Geist sich am vollkommensten dargestellt, wo er das ganz Andere am kühnsten in seine Bezirke einbezieht.

Es ist nicht leicht, im Schrifttum Zeugnisse aufzufinden, die das unmittelbar zu beweisen vermöchten. Denn da ist der Schweizer schweigsam, und das Ueberschwengliche verbirgt er gern im tiefsten Herzen. Doch einem aufmerksamen Blick kann es nicht verborgen bleiben. Fast alle jene Gestalten der schweizerischen Literatur, die ich aufgezählt, und gerade die größten unter ihnen, sind Gestalten der Grenze, in denen das weltfrohe Wesen ihrer Zeit nicht ausschließlich mächtig ist, sondern das Frühere immer noch nachwirkt und einen dunklen Gegensatz zur Helle ihrer Erscheinung darstellt. Niklaus Manuel, der Krieger, der das Bicoccalied gedichtet und sich kaum zu lassen weiß vor Lands-

knechttrutz und Uebermut, hat sein Schaffen mit den Darstellungen des Totentanzes begonnen und Sprüche dazu verfaßt, die noch die ganze mittelalterliche Angst der sündigen Kreatur verkünden. Er ist inmitten dieser Welt von allen Schauern der andern umwittert, und seine Erscheinung nimmt sich eben deshalb so kräftig und großartig aus. Für Haller ist es kennzeichnend, daß die Literaturgeschichte schwankt, ob sie ihn der Aufklärung oder dem Barock zuzählen soll. Die „Alpen“ gehören zweifellos der neuen optimistischen Zeit und sind im 18. Jahrhundert fast als kanonisches Werk gelesen worden. Aber der schwere, düstere Ernst, der sich in andern Gedichten ausdrückt und der vor allem die Persönlichkeit des gewaltigen Mannes prägt, scheint dem Gebaren eines Gerhardt und Gryphius viel näher verwandt. Vom Dämonischen in der Dichtung Kellers ist schon die Rede gewesen. Es ist durchaus romantischen Ursprungs. Und da Keller im Unterschied zu Jeremias Gotthelf sich in der Weltliteratur umgesehen und daran gebildet hat, konnte ihm der Zusammenhang mit der deutschen Romantik nicht entgehen. Im „Urheinrich“ ist das schweizerische Schweigen einmal gebrochen, nämlich in jenem ergriffenen Dank an Jean Paul, der alle phantastischen Untergründe unseres größten Dichters bloßlegt. Später hat Keller dann freilich selbst allzu romantische Partien des „Grünen Heinrich“ ausgetilgt, und seine innigste Liebe galt nicht mehr Jean Paul, sondern Goethe, der gleichfalls den Weg vom Grenzenlosen ins klar Begrenzte gegangen ist. Aber es geht ja nicht darum, die schweizerische Hochschätzung des gegenwärtig-anschaulichen Daseins ans Ueberschwengliche zu verraten und sich dem Fremden auszuliefern, sondern darum handelt es sich, die feste und gesicherte Welt immer wieder aus der Tiefe dämonischer Ahnung, des Schwärmerischen und Unerhörten zu erneuern.

Einer solchen Erneuerung kann unser Dasein nie entraten. Denn alles Lebendige, jeder einzelne Mensch wie ein ganzes Volk, hat seine besondere Gefahr, die Laster seiner Tugenden, mit dem Wort der Madame de Staël zu reden. Wir kennen sie alle gut genug. Sie werden im Ausland mit dem Begriff „Verschweigerung“ zusammengefaßt. Einiges wurde schon angedeutet. — Wer das Leben meistert, hat auf das Höchste bereits Verzicht getan. Die Bescheidung im Möglichen wandelt sich unversehens in sattes Behagen. Der weise Wille zur Beschränkung artet in Beschränktheit aus. Die Freude am gegenwärtigen Dasein nährt den Dünkel, eine lächerliche Verachtung aller Völker, die es anders halten, als wir's gewohnt sind. Und die Angst bemächtigt

sich unser, sobald sich eine Veränderung des Gewohnten anzukündigen scheint.

Sieht man die schweizerische Lebenstüchtigkeit nur von dieser Seite an, so möchte man sich doch wieder wundern, daß in einem solchen Land überhaupt eine Dichtung aufblühen konnte. Die Stunde, in der die Dichtung blüht, ist in der Schweiz die erste frohe und festliche nach überstandnem Sturm. In diese Stunde hineinzugeraten, war das Schicksal Gottfried Kellers. Sein Blick ist eines soeben sich selber geschenkten Volkes ansichtig geworden, das rüstig mit „drei Ellen guter Bannerseide“ sein Fest beging, in dessen Behagen noch das Feuer tapfer ertragener Unrast glomm, das nicht um seine Zukunft bangte, sondern, werdend und bewegt, sich getrost und wahrhaft frei der Bewegung alles Lebendigen hingab. Das „Fähnlein der sieben Aufrechten“ ist die bezaubernde Urkunde jener Zeit. Und niemals dürfen wir vergessen, mit welcher Ruhe dort sogar das Aeußerste, der Untergang des Vaterlandes, beredet wird.

Die jüngeren Dichter finden sich bald nicht mehr ebenso leicht zurecht. C. F. Meyers empfindliches Wesen wendet sich schon sehr früh von einer nüchternen Umwelt ab und fremden, mächtiger aufgeregten und farbigeren Zuständen zu. Sein Antlitz trägt bereits die Züge des „Tasso unter den Demokraten“, und sein Gebaren verrät die nervöse Einstellung des dichterischen Daseins gegen ein undichterisches Volk. Spitteler gar hat seine Gestalten angesiedelt im Olymp und den uner-schöpflichen, wunderbaren schweizerischen Reichtum seiner Bilder von der Erde abgelöst. In „Imago“ höhnt er über die „Hölle der Gemütlichkeit“, in die der in die Heimat Zurückgekehrte entsetzt hineingerät. Und in seinen Epen wird alles Schweizerische zur Karikatur.

So mußten diese Dichter dem Geist der Heimat untreu werden, um sich als Dichter treu zu bleiben. Sie haben die Verbundenheit mit dem öffentlichen Ganzen aufgegeben und sich bewußt abseits gestellt. Augenzeugen wissen zu sagen, mit welcher aufreizender Betonung Spitteler in öffentlichen Vorträgen zu gestehen pflegte: „Da wußte ich, daß ich ein Dichter bin.“ Es mag nicht anders geklungen haben, als in „Imago“ jenes Bekenntnis: „Wer bürgt Ihnen dafür, daß ich kein außerordentlicher, bedeutender Mensch bin?“ „Dieser Spruch, mit seiner zaudernden Stimme in die vier Wände des tageshellen Zimmers herausgesagt, tönte so unerträglich häßlich, daß er selber sich dessen schämte und sämtliche Anwesenden vor Verlegenheit die Augen niederschlugen, als wäre eine Unanständigkeit vorgefallen.“ Die Un-

stimmigkeit des Dichterischen und des öffentlichen Zustands ist vollkommen und wird von seiten des Dichters mit ingrimmiger Genugtuung so peinlich wie möglich aufgedeckt, wie wir es später, in minder bedeutender Form, bei Schaffner wieder erleben.

Und ebenso hat das Leben als solches die schweizerische Würde eingebüßt. C. F. Meyer drängt zu gewitterschwangeren Situationen, worin sich das Radikale-Böse der Macht in fahlen Blicken entlädt, ein grausig schönes, erregendes Schauspiel; und Spittellers Werk ist heroisch und gipfelt in der Gestalt des Herakles, des todgeweihten, der Lächerlichkeit verfallenen unbewiesenen Helden. Beide haben, mehr oder minder bewußt, versucht, die erstarrende Welt in der Flamme des Uebersinnlichen, des Tödlichen wieder zum Schmelzen zu bringen. Und beiden ist es nicht geglückt. C. F. Meyer und Spitteler werden freilich hochgeschätzt. Aber sie stehen doch abseits. Als Ganzes erkennen wir uns darin nicht. Sie sind Kometen in dem Planetensystem der schweizerischen Literatur, gehören zu uns, doch die Mitte ihrer Bahn ist nicht, die wir umkreisen.

Und sie kommen in eine Zeit hinein, da die Dichtung überhaupt aufhört, eine Angelegenheit des lebendigen Lebens zu sein. Sie rückt beiseite. Das Leben nimmt seinen eigenen, ungesegneten Gang. Das Werk des Dichters gleicht dem Museum in einer industriellen Stadt.

So aber nehmen wir nicht nur Meyers und Spittellers Leistung jene Kraft, der wir gerade am meisten bedürften, sondern erst recht wird unser Verhältnis zum deutschen Geist bedeutungslos. Der geistige Austausch mit dem Reich nimmt zwar zu an Innigkeit. Aber es folgt nichts mehr daraus. Unsere Dichter üben sich auch in jenen Tönen und Gattungen, die uns von Hause aus ungemäß sind. Es gibt Romantiker, Tragiker. Die Felder möglicher Poesie werden nun wirklich alle besetzt. Aber es bleibt nur Literatur, Angelegenheit einer Zunft, welche mit kunstgewerblicher Sorgfalt ihre zarten Gebilde feilt und sich immer ängstlicher von dem gegenwärtigen Raum abschließt. Aesthetische Fragen, keine Daseinsfragen werden gelöst.

In der Heimatdichtung dagegen gelingt noch Röstliches und Zartes. Freny, Suggenberger, Reinhart, Lienert, Federer, Boshart, Lavel sind Namen, die wir um keinen Preis in unsern Beständen missen wollten. Doch verglichen mit den klassischen Dichtern der Jahrhundertmitte fehlt ihnen jene Umsicht, jene Freiheit und Weltoffenheit, die uns einige Zeit die europäische Achtung gesichert hat. Sie lassen immerhin schon

ahnen, wie wir im Idyll, in allzu harmloser Treuherzigkeit und Einfachheit ganz verkümmern müssen, wenn wir uns selbst überlassen sind.

Unrichtig wäre es, zu sagen, daß Deutschland ja genau dieselben Zeichen der Entartung trägt. Gewiß, auch dort wird die Literatur gegen das Ende des Jahrhunderts, ja schon früher als in der Schweiz, zur Angelegenheit einer Zunft. Das ist ein allgemeines europäisches Schicksal, das Kulturpessimisten als Untergang des Abendlandes im voraus bejammern zu dürfen glauben. Doch während alles im argen liegt, ist schon Friedrich Nietzsche da, ein Deutscher ganz in jenem gefährlichen Sinn, den wir umschrieben haben, ein Zerstörer und ein Schöpfer, in dem ein Weltzustand zu Ende geht und ein neuer Ausbruch geschieht. Und wenn auch Friedrich Nietzsche zunächst verschwiegen, dann von romantischen „Décadents“ und endlich von der Fachphilosophie in Anspruch genommen wird, wenn auch er als zunftmäßige Literatur zu enden droht, so führt doch eine Linie von ihm zu Stefan George und von Stefan George zu einer neuen deutschen Jugend, die entschlossen ist, aus einem neuen Glauben heraus die gealterte Welt neu aufzubauen. Wir haben den Erfolg erlebt! Paul Tillich hat nicht unrecht, wenn er behauptet, der größte geistige Anteil an der Gründung des Dritten Reiches komme — wider ihren Willen natürlich — Stefan George und Nietzsche zu.

Und so bleibt es uns denn verwehrt, Gefährte auch dieser Erneuerung zu sein. Es ist nicht vorstellbar, daß wir uns hier ebenso offen zu zeigen vermöchten, wie es bisher, beim Idealismus und bei der Romantik, wünschenswert war. Was sich da verwirklicht hat, bedeutet einen so vollkommenen Widerspruch zu unserm Dasein, keinen theoretischen nur, sondern einen, der sogar sehr praktische Folgen haben kann, daß jedes Eingehen uns schon einem Selbstmord gleichzukommen scheint. Tatsächlich sind wir ja erschrocken, und viele, die mit der größten Spannung das Neue, werdende verfolgten, haben sich betroffen auch von den geistigen Führern abgewandt und streichen deren Namen aus dem Buche ihrer Liebe aus.

Sofern das aus der Sorge um das Schicksal des Vaterlandes geschieht, verbietet sich jeder hastige Einwand. Ergreifend ist die Haltung jener, die heute ihre heiße Liebe zum deutschen Geist in sich verschließen und vergeblich in der Heimat nach einem Ersatz Umschau halten. Doch so klar und männlich ist die Ablehnung durchaus nicht immer. Sondern was sich da als edle politische Entrüstung verbrämt, ist oft nichts anderes als das beleidigte und verwirrte Gebaren dessen,

der sich aus seiner Ruhe unversehens aufgeschreckt sieht. So trefflich schien es eingerichtet. Der Bestand schien verbürgt. Die große Idee der Humanität hatte sich gleichsam als zuverlässiger Schutz der Sicherheit bewährt. Und nun wird ganz unnötigerweise, mutwillig, wie wir meinen, alles wieder in Frage gestellt. Der „zwecklose Heroismus“ der Deutschen, den wir eingeschlafen wähten, wacht auf einmal wieder auf. Die Unrast und das Ungenügen an der bestehenden Weltordnung feiert wieder seinen Triumph, und zwar so drastisch, so un-literarisch-bedrohlich rückt es uns auf den Leib, daß wir entsetzt zusammenfahren und alle Besinnung verloren geht. Man ahnt den fernen Zusammenhang mit dem ewigen Wesen des deutschen Geistes, — die Stimmungen in der Öffentlichkeit sind tiefer von richtiger Ahnung erfüllt, als man zunächst annehmen möchte — und nun erscheint das Deutsche an sich als Erbfeind, wie er im Buche steht.

Aber die Furcht ist nicht die Stimmung, in der die rechte Entscheidung fällt. Geben wir lieber von vornherein zu, daß diese summarische Entrüstung eine listige Ausrede ist, und daß der Verdacht der Landesverräterei, der heute jedem droht, der seine Liebe zum deutschen Geist bekennt, ebenso töricht bleibt wie zu Lebzeiten Gottfried Kellers. Denn wenn wir die Nervosität nicht teilen, wenn wir uns weiterhin um ein rechtes Verständnis des eigentlich Deutschen bemühen, so geht es jetzt genau so wenig wie vor hundert Jahren darum, unser schweizerisches Wesen dem deutschen Wesen auszuliefern. Es handelt sich im Gegenteil um eine Bewährung unserer Welt. Ich hoffe gezeigt zu haben, daß sie immer wieder in Frage gestellt und angezweifelt sein muß, um lebendig zu bestehen. So halten wir an der Freundschaft mit dem ewigen deutschen Geiste fest, — dem ewigen, den wir von dem „tausendjährigen“ des Dritten Reiches unschwer unterscheiden können — wir halten an einer Freundschaft fest, die das heutige offizielle Deutschland gar nichts angeht und von ihm auch nicht erwidert werden soll, die aber unsrerseits je und je unter dem, im geistigen Sinn verstandenen, Wahlspruch stehen muß:

„Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt!“

Es ist die Liebe zur Gefahr. Wir hegen sie in der Gewißheit, daß unser Eigenstes nur reiner aus solcher Erschütterung hervorgehen werde.

Das Deutsche, das uns bedeutsam bleibt, dürfen wir nie nach äußern politischen Zeichen wählen und ausscheiden. Das hieße nichts anderes, als die Praxis des Dritten Reiches übernehmen und mit der-

selben Gründlichkeit, nur in entgegengesetztem Sinn, den Geist der Politik ausliefern. Der einzig gültige Maßstab bleibt die Größe der Leistung an und für sich, ob sie nun ein Emigrant, ein Oesterreicher oder einer, der der Reichsschrifttumskammer angehört, geschaffen habe. Man glaube nicht, daß heute im Reich gar nichts mehr zu holen sei. Das Bild des deutschen Geisteslebens, des meist nicht anerkannten freilich, ist durchaus noch nicht so düster, wie man uns oft einreden will. Ich kann hier in der Kürze nur einige wenige Namen nennen:

Da ist Carossa, ein Dichter, der sich eine Goethe'sche Menschlichkeit in bewundernswertester Weise bewahrt, dessen Kunst neben der klassischen eine mystische Quelle hat und in jene dunklen Bezirke der deutschen Seele weist, die für uns so wesentlich sind; Werner Bergengruen ist da, dessen „Rose von Jericho“ in ihrer barocken Frömmigkeit einst zu dem Unvergänglichen religiöser Lyrik zählen dürfte. Edwin Erich Dwinger, der Chronist des russischen Bürgerkriegs, vermag uns ein Bewußtsein der Weite und Tiefe unsrer Zeit zu geben, das freilich fast versteinern ist; und Ernst Jünger überschaut, mit einem an den Schrecken des Krieges geschulten unbeirrbareren Blick, die Möglichkeiten der neuen Welt und setzt in seine Rechnung einen Menschen, der einem dämonischen Schatten gleich am Himmel steht und, überzeugend wie er ist, uns alle gelassene Ruhe verdirbt; und der große Erbe Kants, Martin Heidegger, lebt und schafft, einer der wenigen, denen es vergönnt ist, an dem Dom der Metaphysik in größtem Sinne weiterzubauen. Wer seine Lehre von der „Freiheit zum Tode“ und der „Freiheit zum Grunde“ in sich aufgenommen hat, nimmt wieder teil an jenem echten, unverwechselbaren Deutschen, das uns unentbehrlich bleibt.

Mit Bedenklichkeiten des politischen Tags hat das Werk dieser Männer nichts zu schaffen. Und wenn sich dieser oder jener daneben zum Dritten Reich bekannt haben sollte, was geht uns das an? Wollen wir es jenen gleich tun, welche die ein Jahrhundert lang bestaunte Musik zum „Sommernachtstraum“ plötzlich nicht mehr ausstehen können, weil der Verfasser ein Jude war, oder die die „Buddenbrooks“ auf einmal grob verzeichnet finden, weil Thomas Mann ausgewandert und Widersacher geworden ist? Wir stünden ihnen durchaus gleich, und mit aller Ehrlichkeit und Freiheit des Geistes wäre es vorbei. Oder fürchten wir, angesteckt zu werden? Ich meine, wir haben Vertrauen zu uns und brauchen nicht bange zu sein, daß uns der erste fremde Hauch gleich umwirft. Oder wir haben kein Vertrauen; dann

ist es ohnehin aus mit allem, was frei, demokratisch und schweizerisch heißt.

So bleiben die Worte Kellers bestehen:

„Der französische Schweizer schwört zu Corneille, Racine und Molière, zu Voltaire oder Guizot, je nach seiner Partei, der Tessiner glaubt nur an italienische Musik und Gelehrsamkeit, und der deutsche Schweizer lacht sie beide aus und holt seine Bildung aus den tiefen Schächten des deutschen Volkes. Alle aber sind bestrebt, alles nur zur größeren Ehre ihres Landes zurückzubringen und zu verwenden.“

Wäre es aber an dem, daß jene Namen, die ich genannt, und andere, die noch anzuführen wären, die letzten Zeichen eines aussterbenden Geistes bedeuteten, sollten die tiefen Schächte des deutschen Volkes ganz verschüttet werden, dann ist uns eine noch viel schwerere Aufgabe zugewiesen: Das im Ursprungsland mißbrauchte und verschleuderte Erbe unter uns treulich zu bewahren. Denn wer sollte das sonst tun? Wenn ein politisches Geschlecht auf die Pflege der Goethe'schen Humanität keinen Wert mehr legt, wenn es die deutsche Philosophie keiner Erhellung mehr würdig hält, wenn es die Romantik als überschwengliche Träumerei verwirft oder aber ihre Ideen entstellt in seine Dienste zieht, wo soll dann dem echten deutschen Wesen noch eine Stätte beschieden sein und die gebührende Ehre werden, wenn es nicht in der Schweiz geschieht? Sollen jene verlassenen Götter gerade jetzt auch bei uns Ehrfurcht, Ruhm und Dank einbüßen? Das Gebot, sich ihrer anzunehmen, war nie dringender. Und wir tun es im Bewußtsein, daß wir damit ganz im Sinn und Geist der besten Schweizer handeln und daß sich so, und anders nicht, die schweizerische Freiheit des Geistes bewährt.
